

1 EINLEITUNG

*Jeder naive Mensch
glaubt zu sprechen,
wie er schreibt.*

(OTTO BREMER 1895, 189)

Vor der Etablierung einer nationalen Standardaussprache des Deutschen stellten landschaftliche Oralisierungsnormen der Schriftsprache das Hochdeutsch damaliger Sprecher dar. Diese Aussprachekonventionen des Schriftdeutschen werden hier, analog zur Terminologie der Sprachdynamiktheorie (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011), als landschaftliches Hochdeutsch bezeichnet. Ziel der vorliegenden Studie ist die Rekonstruktion dieser historischen oralen Prestigevarietät, über die bislang nur wenig bekannt ist.

Als Untersuchungszeitraum wurde das ausgehende 19. Jahrhundert gewählt, da diese Zeit für den gewählten Forschungsgegenstand besonders interessant erscheint. Die schriftsprachliche Vereinheitlichung war nach einem Jahrhunderte andauernden Prozess weitgehend abgeschlossen und stand unmittelbar vor einer ersten (überstaatlichen) Normierung. Somit war die Schriftsprache erstmals in der Geschichte des Deutschen so homogen, dass aufgrund der literalen Vorlage für die Aussprache des Schriftdeutschen keine regionalen Unterschiede mehr zu erwarten wären, wie es etwa bei den historischen areal differenzierten Schreibsprachen noch der Fall war. Zugleich war das ausgehende 19. Jahrhundert die Zeit, in der aus schulpädagogischer und sprachwissenschaftlicher Richtung verstärkt Versuche zur Normierung der Aussprache unternommen wurden. Die „Aussprachenormierer“ dieser Zeit spalteten sich dabei in zwei Lager auf. Die einen propagierten regionale Aussprachestandards, die nur für einzelne Dialektgebiete Geltung beanspruchen sollten (vgl. etwa ACKERKNECHT 1900/1901). Eine überregionale Aussprachenorm hielten sie weder für erstrebenswert noch für umsetzbar. Die anderen verfochten die Idee eines nationalen Aussprachestandards, der eine einheitliche Norm für alle Sprecher – unabhängig von ihrem dialektalen Hintergrund – bieten sollte. Als die wichtigsten Vertreter dieser Richtung können THEODOR SIEBS und WILHELM VIËTOR angesehen werden. SIEBS begründete schließlich die „Deutsche Bühnenaussprache“ (1898), die zwar für den sprechsprachlichen Alltag aufgrund ihrer Überprononciertheit nicht geeignet war, aber die erste Kodifizierung darstellte, die institutionellen bzw. offiziellen Rückhalt für sich beanspruchen konnte. VIËTORS Normierungsvorschläge hingegen konnten sich offiziell nicht durchsetzen, hätten aber aufgrund ihrer empirischen Fundierung und ihrer Toleranz für Varianten eine für die tägliche Kommunikation geeignetere Orientierungsgrundlage bieten können.

Genau dieser interessanten Zeit im ausgehenden 19. Jahrhundert wendet sich die vorliegende Studie zu, um empirisch zu rekonstruieren, wie das „Hochdeutsch“ der damaligen Sprecher geklungen haben könnte. Es wird also unter-

sucht, wie die damaligen Sprecher gesprochen haben, wenn sie überregional verstanden werden wollten oder wenn sie durch ihre Sprachverwendung ein gewisses Prestige erreichen bzw. wahren wollten.

In der Forschung wird davon ausgegangen, dass das landschaftliche Hochdeutsch noch deutlich regional bzw. dialektal geprägt war (vgl. z. B. KÖNIG 2004, 176, ELEMENTALER 2005, 407 oder SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64). Denn woran sollten sich Sprecher bei ihrer Aussprache orientieren, wenn es noch keinen Aussprachestandard gab, den man hätte nachschlagen können (was vermutlich aber auch heute die wenigsten Menschen tun) und wenn es noch keinen Radiomoderator oder Tagesschau-Sprecher gab, der die normierte Aussprache täglich präsentierte? Wenn man davon ausgeht, dass zur Ausspracheorientierung weitgehend nur die Schriftsprache vorhanden war, dann stellt sich im nächsten Schritt die Frage, welchen Lautwert die damaligen Sprecher mit den Buchstaben und Buchstabenkombinationen des Schriftdeutschen verbunden haben. Da den Sprechern als orale Varietät (neben dem landschaftlichen Hochdeutsch) nur der Dialekt zur Verfügung stand, ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass die ihnen daraus bekannten phonologischen und prosodischen Strukturen auch bei der Aussprache des Schriftdeutschen zur Anwendung kamen. Es kann daher angenommen werden, dass Sprecher unterschiedlicher Dialektregionen mit den Buchstaben und Buchstabenkombinationen der Schriftsprache auch unterschiedliche Laute verbunden haben. Somit ergibt sich aus diesen Annahmen die Hypothese, dass das landschaftliche Hochdeutsch je nach dialektaler Grundlage unterschiedlich gewesen sein dürfte.

Da es sich beim Dialekt und dem landschaftlichen Hochdeutsch um zwei separate Varietäten gehandelt hat, die zwar aufeinander bezogen gewesen sein müssen, aber nicht identisch gewesen sein konnten, ist die große Frage bei der Rekonstruktion der Prestigevarietät, welche dialektalen Merkmale beim Hochdeutsch-Sprechen beibehalten wurden. Dies könnten zum einen solche sein, die für die Sprecher nicht salient waren. Diese Merkmale blieben also erhalten, weil sie den Sprechern nicht bewusst waren. Denkbar wäre aber auch, dass manche Merkmale bewusst beibehalten wurden, weil mit ihnen zum Beispiel ein gewisses Sprachprestige verbunden wurde. Außerdem könnten sich im landschaftlichen Hochdeutsch auch andere Merkmale als im Dialekt vorhandene etabliert haben.

Diese offenen Fragen, die sich mühelos um weitere ergänzen ließen, zeigen deutlich, dass es über die historische orale Prestigevarietät des Deutschen bislang kaum gesicherte Erkenntnisse gibt. Zwar bietet die Literatur viele (gut begründete) Annahmen und Thesen zu diesem Thema, die empirische Untermauerung hingegen fehlt bislang weitgehend (vgl. hierzu den Forschungsüberblick in Kapitel 3). In diese Forschungslücke positioniert sich die vorliegende Arbeit. Die Studie will einen Beitrag dazu leisten, die historische Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert empirisch fundiert zu rekonstruieren. Dass dabei nicht alle linguistischen Systemebenen betrachtet werden können, versteht sich von selbst. Im Fokus der Arbeit liegt daher die Rekon-

struktion der phonetisch-phonologischen Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch, welche anhand verschiedener Quellen erschlossen werden sollen.

Daneben wird hier überprüft, ob das landschaftliche Hochdeutsch als historische Grundlage der rezenten standardnahen und -nächsten Varietäten und Sprechlagen des Deutschen angesehen werden kann (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65–68). Durch die massenmediale Verbreitung der deutschen Standardausprache in Rundfunk und später Fernsehen kann davon ausgegangen werden, dass das landschaftliche Hochdeutsch ab den 30er/40er Jahren des 20. Jahrhunderts von vielen Sprechern als regional begrenzt wahrgenommen wurde. Die ehemalige Prestigevarietät wurde nun Teil einer sich neu konstituierenden Regionalsprache und wird dabei als Grundlage des Regiolektivs angesehen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 66).

Die Forschungsfragen, die diese Arbeit beantworten möchte, sind also: Welche phonetisch-phonologischen Merkmale finden sich im areal differenzierten landschaftlichen Hochdeutsch des ausgehenden 19. Jahrhunderts? Welche Variantenprofile lassen sich für einzelne Orte oder Regionen aufstellen? Wo verlaufen Grenzen im landschaftlichen Hochdeutsch zur Untersuchungszeit? Stimmen diese mit den Grenzen der Dialektgebiete überein? Lassen sich lautliche Phänomene mit großräumiger Verbreitung im landschaftlichen Hochdeutsch der Untersuchungszeit identifizieren? Und wenn ja, welchen Raumstrukturen unterliegt ihre Verbreitung? Inwieweit kann das landschaftliche Hochdeutsch als historische Vorstufe der rezenten Regiolekte gelten? Und wie abbausensitiv verhalten sich lautliche Phänomene im diachronen Vergleich?

Zur Beantwortung dieser Forschungsfragen ist die Arbeit wie folgt aufgebaut: Zunächst wird der Gegenstand der Untersuchung, die Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch, aus theoretischer Perspektive betrachtet (Kapitel 2). Dies geschieht in Anbindung an die Theorie der Sprachdynamik (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, SCHMIDT 2005b), da mit ihr eine präzise Erklärung der hier relevanten sprachlichen Dynamik des Deutschen möglich ist. Neben der Gegenstandsbestimmung wird auf die Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch eingegangen. Zudem wird die Entwicklung der deutschen (schriftlichen und mündlichen) Standardsprache nachverfolgt und aus theoretischer Sicht die Weiterentwicklung der historischen Prestigevarietät in den Blick genommen. Im Anschluss wird der Stand der bisherigen Forschungsergebnisse zum hier behandelten Themengebiet referiert (Kapitel 3).

Daran anschließend folgen die eigenen empirischen Untersuchungen. In Kapitel 5 werden WILHELM VIËTORS „Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen“ (1888–1890) detailliert ausgewertet. Mit diesen Daten einer indirekten Erhebung zur Leseaussprache liegt ein gut geeignetes Korpus vor, anhand dessen für Teile des mittel- und niederdeutschen Sprachraumes orts- bzw. regionenspezifische Variantenprofile der phonetisch-phonologischen Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert erstellt werden können. Bei der Rekonstruktion der lautlichen Merkmale wird zudem untersucht, ob diese aus dem jeweiligen Dialekt beibehalten wurden oder anderen Ursprungs sind. Auf die aus dem Viëtor-Korpus ermittelten Variantenprofile

werden dann verschiedene statistische Methoden angewendet, um Raumstrukturen im landschaftlichen Hochdeutsch zu ermitteln.

Zur Überprüfung der These, ob es sich beim landschaftlichen Hochdeutsch um den historischen Vorläufer des Regiolekts handelt, wird in Kapitel 6 die diachrone Entwicklung der Prestigevarietät in den Blick genommen. Dazu werden die in Kapitel 5 gewonnenen Ergebnisse mit aktuellen Studien vergleichend in Beziehung gesetzt. Diese Untersuchung verspricht zudem Erkenntnisse über die diachrone Abbausensitivität und über die Salienz lautlicher Merkmale.

Im Anschluss erfolgt eine Sekundäranalyse ausgewählter Karten des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ (Kapitel 7). Die Auswertung schriftsprachorientierter Fehlschreibungen auf diesen Karten ermöglicht Aussagen über die sprachgeographische Verbreitung lautlicher Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch.

2 LANDSCHAFTLICHES HOCHDEUTSCH: GEGENSTANDSKONSTITUTION UND -BESCHREIBUNG

Im Fokus dieser Arbeit steht die Rekonstruktion einer historischen Prestigevarietät des Deutschen, die in Anlehnung an die Terminologie der Sprachdynamik als landschaftliches Hochdeutsch bezeichnet werden soll (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65–67). Ziel dieses Kapitels ist eine Beschreibung des Forschungsgegenstandes. Dabei ist zunächst zu klären, was genau unter den Begriff des landschaftlichen Hochdeutsch gefasst werden soll. Untrennbar verbunden mit dieser Gegenstandsbeschreibung ist die Erläuterung der Entstehung des landschaftlichen Hochdeutsch in der spezifischen sprachlichen Situation des Deutschen. Aus diesem Grund erfolgen Gegenstandsbeschreibung und -konstitution zusammen (Kapitel 2.1). Im Folgenden wird dann auf die Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch näher eingegangen. Dabei wird zum einen diskutiert, welche Bevölkerungsgruppen als Trägerschaft des landschaftlichen Hochdeutsch angesehen werden können. Soweit es der Forschungsstand zulässt, soll dabei auch eine zeitliche Einordnung vorgenommen werden. Zum anderen dient Kapitel 2.2 dazu, die Motive der Sprecher, sich einer (neuen) Prestigevarietät zu bedienen, näher zu beleuchten. Diese Motivation der Sprecher kann einerseits als Motor und andererseits als Resultat der Etablierung einer überregionalen deutschen Einheits- oder Standardsprache angesehen werden. Im Anschluss (Kapitel 2.3) wird daher der Weg zur deutschen Standardsprache näher beschrieben. Da neben dem vorrangigen Ziel dieser Arbeit, der Rekonstruktion der historischen Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch, auch die Weiterentwicklung dieser Prestigevarietät untersucht werden soll, widmet sich Kapitel 2.4 unter theoretischem Blickwinkel diesem Gegenstand. Dabei wird der Theorie der Sprachdynamik folgend (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011) die sprachgeschichtliche Weiterentwicklung des landschaftlichen Hochdeutsch betrachtet, was einhergeht bzw. gleichbedeutend ist mit der Entstehung der modernen Regionalsprachen, wie sie die aktuelle sprachliche Situation des Deutschen ausmachen.

2.1 Zur Entstehung und zum Status der Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch

Für die Vorstufe des heutigen Deutschen sind nebeneinander bestehende, areal differenzierte, kleinräumige Varietäten anzunehmen. Eine Annahme der Existenz dieser „lantsprachen“¹ erscheint aufgrund der sprachgeschichtlichen Zeugnisse plausibel. So finden diese erstmals um circa 1300 und in der Folge öfter Erwähnung und zwar in einer Schrift des Bamberger Schulrektors HUGO VON TRIM-

1 Zur Übersetzung des Begriffes als „Landessprache“ oder „Muttersprache“ und keinesfalls als „Dialekt“ vgl. REIFFENSTEIN (2003, 2208–2209).

BERG, die unter dem Namen „Renner“ bekannt ist (vgl. EHRISMANN 1970). Die Beschreibungen dort lassen davon ausgehen, dass zwischen diesen Arealsprachen keine Konkurrenzsituation um die Sprache mit dem größten Prestige anzunehmen ist, sondern vielmehr ein Nebeneinander gleichwertiger Sprachen. Zudem erlauben die Beschreibungen im „Renner“ nach REIFFENSTEIN (vgl. 2003, 2208) den Schluss, dass eine überdachende Gemeinsprache nicht einmal in Ansätzen vorhanden war und auch kein Bedürfnis nach einer solchen geäußert wurde.

Diese Situation änderte sich sukzessive mit der Einführung und Etablierung einer überregionalen Varietät, die sich zunächst in Form einer deutschen Schriftsprache und später auch in einer mündlichen Standardsprache durchsetzte.² Ab dem 16. Jahrhundert lässt sich eine neuhochdeutsche Schriftsprache annehmen, die zumindest ansatzweise so weit vereinheitlicht war, dass nicht mehr von einzelnen Schreibsprachen mit areal begrenzter Geltung ausgegangen werden muss.³ Mit dem Vorhandensein einer überregionalen Schriftsprache begannen erste Sprecher(gruppen) sich auch in der Aussprache an dieser schriftlichen Norm zu orientieren. Nachdem sich anfangs nur verhältnismäßig kleine, elitäre Sprechergruppen an der Oralisierung der Schriftsprache versucht haben dürften, weitete sich dieser Kreis etwa um 1700 zunehmend auf immer größere Teile städtischer Sprecher aus (vgl. etwa SCHMIDT / HERRGEN 2011, 54 oder MATTHEIER 2003, 229 sowie Kapitel 2.2 der vorliegenden Arbeit).

Es ist anzunehmen, dass nach der Etablierung der Schriftsprache als überregionale Ausgleichsvariante und mit den neuen, auf größere Sprecherkreise ausgedehnten Oralisierungsversuchen selbiger ein Bewusstsein der Sprecher für die areale Begrenztheit ihrer (bisherigen) Sprache entstanden ist. Dementsprechend gehen SCHMIDT / HERRGEN (vgl. 2011, 54 und 65) davon aus, dass die alten Arealsprachen in dem Moment (etwa um 1700) zu Dialekten (also im Sinne der Sprachdynamik zu den „standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten“;⁴ SCHMIDT / HERRGEN 2011, 59) wurden, als ihre räumliche Begrenztheit sprecherseitig wahrgenommen werden konnte.

Bei den Ausspracheversuchen der Schriftsprache handelte es sich um die einzige Möglichkeit, eine Art „Hochdeutsch“ zu sprechen. Da es für das Deutsche noch keine normierte Standardaussprache (Orthoepie) gab, stellten diese nicht

2 Vgl. zur Etablierung einer deutschen Einheits- oder Standardsprache auch den detaillierteren Überblick in Kapitel 2.3.

3 Zu Datierungen der verschiedenen Entstehungsphasen der neuhochdeutschen Schriftsprache sowie zum Einfluss der arealen Schreibsprachen siehe etwa BESCH (1987).

4 Der Begriff der Varietät ist im selben theoretischen Rahmen, in dem sich ebenfalls die vorliegende Arbeit verortet, wie folgt definiert: „Individuell-kognitiv sind Varietäten [...] durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens. [...] [Sprachsozial sind sie] als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren, [definiert].“ Dem Status einer „Vollvarietät“ genügen diejenigen Varietäten, die der genannten Definition „vollgültig“ entsprechen (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 51). Vgl. zum Varietätenbegriff auch SCHMIDT (2005c).

kodifizierten Oralisierungskonventionen nicht nur im Bewusstsein der damaligen Sprecher die „richtige“ Aussprache des Schriftdeutschen und damit ihr „bestes“ Hochdeutsch dar, sondern waren zugleich das einzige bestehende gesprochene Hochdeutsch. Das Varietätenspektrum großer Teile deutscher Sprecher umfasste also etwa ab 1700 neben ihrem Dialekt auch ihre Aussprache des Schriftdeutschen, so dass von einem Wechsel von einem Einvarietäten- zu einem Zweivarietätensystem des Deutschen ausgegangen werden kann (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65).

Die bisherigen Ausführungen deuten bereits an, dass es sich bei den Oralisierungsversuchen der Schriftsprache nicht um einheitliche Aussprachen für das gesamte deutsche Sprachgebiet gehandelt haben dürfte.⁵ Vielmehr ist davon auszugehen, dass diese Oralisierungskonventionen regional divergent gewesen sind. Die landschaftlichen Verschiedenheiten sind dabei aus den folgenden Gründen anzunehmen: Vor den Ausspracheversuchen der Schriftsprache stand allen Sprechern in der mündlichen Kommunikation einzig ihr jeweiliger Dialekt zur Verfügung. Jede Umsetzung einer schriftsprachlichen Vorlage in eine mündliche Realisierung musste daher zwangsläufig auf Grundlage des jeweiligen dialektalen Systems erfolgen. Dies ist insbesondere für den lautlichen Bereich relevant, da die Buchstaben und Buchstabenkombinationen der Schrift auf das jeweilige Phonemsystem eines Sprechers bezogen werden mussten. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Wenn im Dialekt eines Sprechers das /g/-Phonem durchweg spirantisch realisiert wurde, dann ist davon auszugehen, dass dieser Sprecher auch bei der Aussprache des Schriftdeutschen alle <g>-Graphien spirantisch umsetzte. Dies konnte dann beispielsweise dazu führen, dass die beiden Wörter *Teig* und *Teich* lautlich identisch als [t̪aɪç] realisiert wurden. In Dialekten hingegen, die ein plosivisches /g/-Phonem hatten, sind diese Homonymien bzw. Homophone nicht anzunehmen. Da ein unmittelbarer Einfluss der unterschiedlichen dialektalen Phonemsysteme auf die Oralisierungen der Schriftsprache also aufgrund des Fehlens anderer Orientierungsgrundlagen zwangsläufig anzunehmen ist, muss davon ausgegangen werden, dass diese Oralisierungen (ebenso wie die Dialekte) landschaftlich divergent waren.⁶ Zumindest für die frühen Oralisierungen können daher die Grenzen der Dialektverbände auch als Grenzen der Oralisierungen des Schriftdeutschen angenommen werden (vgl. auch SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64–65).

Im Rahmen der Sprachdynamiktheorie, die davon ausgeht, dass sich sprachlicher Wandel durch Synchronisierungsprozesse erklären lässt, können diese Oralisierungen des Schriftdeutschen wie folgt beschrieben werden: Allgemein lässt sich Synchronisierung definieren als „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 28). Bei den Versuchen einzelner Sprecher, die Buchstaben und Buchstabenverbin-

5 Diese sowie die folgenden Erläuterungen beziehen sich – sofern nicht anders angegeben – auf die Ausführungen in SCHMIDT / HERRGEN (2011, insbesondere 63–65).

6 Vgl. hierzu beispielsweise auch KÖNIG (2004a, 176) oder ELEMENTALER (2005, 407).

dungen des Schriftdeutschen auf den jeweiligen dialektalen Fundamentbereich ihrer sprachlichen Kompetenz zu beziehen, handelt es sich in diesem Sinne um Mikrosynchronisierungen⁷ an der Schriftsprache, also „punktuelle, in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung[en] und zugleich Stabilisierung[en] des individuellen sprachlichen Wissens“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29). Mit der im Laufe der Zeit zunehmenden Sprecheranzahl in den städtischen Zentren richteten auch größere Gruppen ihre Synchronisierungen an der Schrift aus. Innerhalb dieser Gruppen ist ein ähnlicher bzw. gleicher dialektaler Hintergrund anzunehmen und die Synchronisierungen ihrer Mitglieder richteten sich auf die gleiche Schriftsprache. Daher ist hier von Mesosynchronisierungen, also „Folge[n] von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen persönlichen Kontaktes vornehmen und die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führ[en]“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 31), auszugehen. Das gemeinsam ausgebildete sprachliche Wissen führte in der Folge innerhalb der einzelnen Gruppen zu relativ einheitlichen und stabilen Aussprachekonventionen der Schriftsprache.

Diese Konventionen wurden dann zu fester etablierten Oralisierungsnormen mit vermutlich weiterer arealer (großlandschaftlicher) Ausdehnung, als sie an immer größer werdende Sprecherkreise über sogenannte Normierungsagenturen verbreitet wurden.⁸ Solche Institutionen der Normverbreitung sind zum einen in der Kirche zu sehen, zum anderen aber – mit wohl wesentlich größerem Einfluss – in der Schule, wo die landschaftliche Oralisierung des Schriftdeutschen von Pfarrern und Lehrern an die Kirchgänger⁹ bzw. die Schulkinder weiter vermittelt wurde (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64–65).¹⁰ Je stabiler und verbreiteter diese Oralisierungsnormen wurden, desto weniger notwendig war ein persönlicher Kontakt der Sprecher, die ihre Synchronisierungen an der Schriftsprache bzw.

7 Die Mikrosynchronisierung stellt den allen anderen Synchronisierungen zugrunde liegenden Elementarakt dar. Der Abgleich individueller Kompetenzen in Einzelinteraktionen umfasst sowohl den Sprachproduktionsakt, also die Seite des Sprechers bzw. Schreibers, als auch den dazugehörigen Verstehensakt (Hörer bzw. Leser) und damit die beiderseitigen Stabilisierungen bzw. Modifizierungen der individuellen Kompetenzen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29).

8 Vgl. zur Entstehung regionaler Umgangssprachen (also dem landschaftlichen Hochdeutsch in der hier verwendeten Terminologie) und ihren Zusammenhang mit der Verwendung im Schulunterricht des 19. Jahrhunderts auch ELEMENTALER (2005).

9 Der Einfluss der Kirche lässt sich mit BRENNERS (1904, 137) Worten prägnant wie folgt zusammenfassen: „Gerade das Kirchenlied zwang den gemeinen Mann wenigstens einmal in der Woche hochdeutsche Laute und Worte selbst zu sprechen.“

10 Später sieht etwa WEBER (1908, 6) auch einen Einfluss von Printmedien auf die Entwicklung und Verbreitung des landschaftlichen Hochdeutsch: „Neben den Einflüssen von Kanzel, Schule und Waffendienst ist auch der der Zeitung nicht zu unterschätzen, die heute jeder täglich liest [...]. Oft habe ich zugehört, wie Leute, die sonst reine Mundart sprechen unter dem Eindruck der gelesenen Artikel über Unglücksfälle und Politik halb mundartlich, halb hochdeutsch darüber redeten. Zum Teil tun sie es auch im Gefühl der Bedeutung, Wichtigkeit des Ereignisses, in gehobener Stimmung; denn ich habe auch sonst beobachtet, daß Leute die Schriftsprache gebrauchten, um etwas zu beteuern oder ihren Worten Nachdruck zu verleihen.“

der neuen Oralisierungsnorm ausrichteten. Im Endeffekt entstanden die mündlichen Normen einzelner Landschaften also durch (sich wiederum aus Mikro- und Mesosynchronisierungen zusammensetzenden) Makrosynchronisierungen¹¹ mit der überdachenden literalen Norm.

Die bisherigen Ausführungen erlauben nun eine Definition des hier im Fokus stehenden Forschungsgegenstandes: Als landschaftliches Hochdeutsch werden die auf Synchronisierungsprozessen beruhenden, areal divergenten Oralisierungen der Schriftsprache durch Dialektsprecher nach der Etablierung der neu-hochdeutschen Schriftsprache bezeichnet. Bis zur Einführung einer nationalen Standardaussprache (Orthoepie) handelte es sich beim landschaftlichen Hochdeutsch um das „beste“ Hochdeutsch der damaligen Sprecher.

Es stellt sich nun die Frage, wie einheitlich das landschaftliche Hochdeutsch zu einem bestimmten Zeitpunkt war. Sicher ist, dass auch innerhalb einer Region nicht jeder Sprecher exakt das gleiche landschaftliche Hochdeutsch gesprochen hat. Dies widerspricht sowohl dem sich in ständigem Wandel befindlichen, dynamischen Wesen von Sprache¹² als auch der Struktur der jeweiligen Sprachkompetenzen von Individuen, die sich grundsätzlich unterscheiden (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 49). Daher dürfte klar sein, dass es selbst zum Zeitpunkt relativ einheitlicher Oralisierungen der Schriftsprache Unterschiede im landschaftlichen Hochdeutsch innerhalb einer Region gegeben hat. Diese Unterschiede werden, wie die Belege in der Literatur zeigen, bereits ab dem 16. Jahrhundert vereinzelt (vgl. etwa JOSTEN 1976, 216) und in der Folge häufiger mit einer sozialen Schichtung der Sprecher begründet (vgl. etwa MIHM 2003). In der Regel beschränken sich die Ausführungen in der Literatur allerdings auf die Nennung von (sozialen) Unterschieden im landschaftlichen Hochdeutsch, ohne dabei auf konkrete sprachliche Beispiele einzugehen. Eine dahingehend differenzierte Untersuchung lässt daher nur wenig verlässliche Ergebnisse erhoffen. Für die hier im Forschungsinteresse stehende Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch ist eine über die oben genannte Definition hinausgehende Spezifikation der Varietät (also beispielsweise nach verschiedenen sozialen Schichtungen) weder sinnvoll noch notwendig. Sie kann und muss mit den dahingehend jeder Rekonstruk-

11 Makrosynchronisierungen sind in der Sprachdynamiktheorie (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 32) definiert als: „Synchronisierungsakte, mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten.“ Diese werden von „tendenziell alle[n] Mitglieder[n] einer Sprachgemeinschaft oder auch Mitglieder[n] von Großgruppen vor[genommen], zwischen denen kein persönlicher Kontakt bestehen muss. Auf die Dauer gesehen, definieren die Grenzen gemeinsamer Makrosynchronisierungen die Grenzen des dynamischen Systems Einzelsprache. Für die Sprecher sind sie identisch mit den Grenzen der Einzelsprache.“

12 Vgl. auch die Definition von Sprachdynamik in SCHMIDT / HERRGEN (2011, 20): „Unter Sprachdynamik verstehen wir daher die Wissenschaft von den Einflüssen auf die sich ständig wandelnde komplexe Sprache und von den sich daraus ergebenden stabilisierenden und modifizierenden Prozessen.“

tion historischer Sprache innewohnenden Vereinheitlichungstendenzen umgehen.¹³

Des Weiteren bleibt noch zu klären, in welchem zeitlichen Rahmen von der Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch ausgegangen werden kann.¹⁴ Der Ursprung der historischen Varietät ist – wie bereits erläutert wurde – in den ersten Oralisierungsversuchen der neuhochdeutschen Schriftsprache zu sehen. Die frühen Belege in der Literatur (vgl. etwa die in JOSTEN 1976 genannten) können dies bestätigen. In der Folge setzen sich diese weiter fort (vgl. für das 18. Jahrhundert z. B. BRAUN 1765, 7 oder die Wörterbucharbeit POPOWITSCHS [hier in der Edition von 2004]; für den Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls wortgeographisch etwa KRETSCHMER 1918, der eine Beschreibung des landschaftlichen Hochdeutsch für den Wortschatz vorlegt). Im Fokus der vorliegenden Arbeit steht insbesondere das ausgehende 19. Jahrhundert, weshalb auf diese Zeit nun genauer eingegangen werden soll.

Dabei soll insbesondere der Frage nachgegangen werden, welche kommunikative Relevanz dem landschaftlichen Hochdeutsch in dieser Zeit zukam. Die zahlreichen Belege in der Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts zeigen eine intensive Auseinandersetzung mit dem landschaftlichen Hochdeutsch.¹⁵ Ähnlich wie in den Jahrhunderten zuvor überwiegen die metasprachlichen Zeugnisse die objektsprachlichen Beschreibungen bei weitem. Leitende Fragen in der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit der Varietät sind dabei die folgenden: Gibt es eine Region mit dem besten landschaftlichen Hochdeutsch, und wenn ja, welche ist das (vgl. etwa DIEDERICHS 1884, 4)? Wird es eine überregionale Einheits- bzw. Standardsprache geben (vgl. BEHAGHEL 1896, 14; BRENNER 1903, 57)? Wenn diese jemals zu verwirklichen ist, wann könnte der Zeitpunkt dafür sein? Ist eine überregionale Standardaussprache überhaupt notwendig bzw. erstrebenswert (vgl. etwa PAUL 1916, 132–133; LUICK 1904/1905, 349–350; ACKERKNECHT 1900/1901, 538; BRENNER 1905, 221)? Wie ließe sich eine solche umsetzen (vgl. ACKERKNECHT 1900/1901, 540; BRENNER 1905, 221)? Zudem werden, wie bereits erwähnt, häufig soziale Schichtungen des landschaftlichen Hochdeutsch angesetzt, die in der Regel an verschiedene Sprechergruppen gekoppelt sind (vgl. etwa KRÜGER 1843, 13–14; PHILIPP 1897, 5; LOEWE 1889, 50–51; BRENNER 1903, 57).

13 Darüber hinaus ist es fraglich, ob die Auswertung einer hier fiktiv angenommenen, ausreichenden Datengrundlage anhand objektiver Verfahren zu dem Ergebnis käme, dass die beschriebenen sozialen Schichtungen überhaupt voneinander separierbaren Sprechlagen zuweisbar wären. Vorstellbar wären hier auch subjektive Beurteilungen der Autoren, die sich anhand sprachlicher Daten als nicht verifizierbar herausstellen könnten.

14 AUER (vgl. 2005, 23) etwa bezeichnet die hier als landschaftliches Hochdeutsch benannte Varietät für die Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert als „first-order standard variety“, während er für das 19. und frühe 20. Jahrhundert eine „second-order standard variety“ annimmt, die erstere in ihrem Prestigestatus ablöst.

15 Die verwendeten Termini zur Bezeichnung der Varietät sind dabei vielfältig und umfassen beispielsweise die Begriffe „Hochdeutsch“, „Umgangssprache“, „Gebildetensprache“, „Hausprache“, „Volksprache“ oder „einheimisches Hochdeutsch“.

Die umfangreiche Auseinandersetzung mit dem landschaftlichen Hochdeutsch sowie mit Fragen, die eine Aussprachevereinheitlichung im ausgehenden 19. Jahrhundert und bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein behandeln, zeigt, dass die landschaftliche, gesprochene Prestigevarietät zu dieser Zeit noch von großer Relevanz war. Das landschaftliche Hochdeutsch war im kommunikativen Alltag der meisten Sprecher präsent und stellte die neben dem Dialekt gesprochene Varietät der Zeit dar. Eine Auseinandersetzung mit der Prestigevarietät erscheint damit auch bzw. insbesondere in diesem recht kurz vor der Etablierung einer nationalen Oralisierungsnorm gelegenen Zeitraum (vgl. hierzu Kapitel 2.3) von besonderem Interesse zu sein. Dies ist insbesondere dadurch der Fall, dass im Vergleich zum Dialekt das landschaftliche Hochdeutsch in der zeitgenössischen Forschungsliteratur kaum detailliert beschrieben ist. Zwar finden sich auch einige wenige Beschreibungen linguistischer Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch (vgl. etwa DIEDERICHS 1884 oder BECKER 1936), es überwiegen aber die metasprachlichen Auseinandersetzungen. Mit SCHMIDT / HERRGEN (vgl. 2011, 73–74) liegt der Grund für die Konzentration der Forschung auf die exakte Beschreibung der Varietät Dialekt und die zeitgleiche „Vernachlässigung“ der zweiten oralen Varietät darin, dass die Dialektologie durch die Etablierung des landschaftlichen Hochdeutsch ihren primären Forschungsgegenstand – die Dialekte – als bedroht und daher beschreibenswert ansah. Das landschaftliche Hochdeutsch hingegen erfuhr, da es im kommunikativen Alltag hoch frequent war und damit nicht gefährdet erschien, keine auch nur ansatzweise detaillierte Beschreibung.

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass die in dieser Arbeit vorgenommene Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert einen für diese Zeit äußerst relevanten Ausschnitt der oralen Kommunikation abdeckt. Nachdem der im Fokus stehende Forschungsgegenstand genauer beschrieben wurde, soll im Folgenden ein detaillierterer Blick auf die Träger des landschaftlichen Hochdeutsch geworfen werden. Nach ersten bisherigen Andeutungen („Gebildetensprache“, „Prestigevarietät“) soll nun genauer betrachtet werden, wer im Laufe der Zeit die Sprecher bzw. Sprechergruppen des landschaftlichen Hochdeutsch waren. Damit unmittelbar einher geht die Untersuchung der Motive dieser Sprecher(gruppen), zunächst versuchsweise und im weiteren Verlauf immer fester werdende Konventionen bzw. Normen der mündlichen Realisierung des Schriftdeutschen zu schaffen und zu etablieren.

2.2 Motive der Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch

Eine über die enge areale Begrenztheit der Dialekte hinausgehende Form der mündlichen Kommunikation kann sich aus verschiedenen Erfordernissen heraus als notwendig und/oder erstrebenswert erweisen. Im Folgenden sollen die Motive von Sprechern zur Verwendung einer solchen näher betrachtet werden. In unmittelbarem Zusammenhang mit den Motiven stehen die Sprecher selbst, so dass versucht wird, soweit dies die Dokumentationslage zulässt, die Sprecher- und